

Der Alte von Sant' Agata : Skizze

Autor(en): **Georgi, Stephan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **40 (1936-1937)**

Heft 14

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669117>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gut überdauert. Denn die Reise ist lang. Von Kalifornien bis nach New York dauert ein Transport zehn Tage.

So wacht die Wissenschaft von dem Augen-

blick an, da der Orangenbaum zu blühen beginnt, bis zu dem Moment, da der Obsthändler seine Ware bezieht, daß die Früchte frisch und in guter Qualität geliefert werden.

Ein Samariter.

Ist noch ein Rest von Lieb in dir,
O geize nicht und gib ihn her;
Die reiche, menschenvolle Welt,
Ist ja der Liebe gar so leer.

Auf Märkten biete sie nicht feil
Und in Paläste trag sie nicht!
Doch tritt dereinst an deinen Weg
Ein still verhärmtes Angesicht,

Und was dein Krüglein noch enthält

An Liebe, senk es nicht ins Meer!

Die reiche, menschenvolle Welt

Ist ja an Liebe gar so leer. Georg Scheurlin.

Dem sprich: „Bedarfst du meines Oels?
Zeig deine Wunde, hier mein Krug! —
Und in der Herberg pfleg ich dein,
Wenn diese Gabe nicht genug.“

Ob Dank, ob Undank dir vergilt —
Du ziehe stillen Gangs davon;
Daß du ein Menschenleid gestillt,
Das sei dein Dank, das nimm als Lohn!

Der Alte von Sant' Agata.

Skizze von Stephan Georgi.

Mit jenem Übermaß an wichtigtuersichen Geräuschen, das die Eisenbahnen der frühen neunziger Jahre noch besaßen, fuhr der Zug in den Bahnhof von Fiorenzuolo-Orda ein, einer Station zwischen Parma und Piacenza inmitten des recht eintönigen lombardischen Flachlandes.

„Signore Boito! Signore Boito!“ lief ein als Kutscher gekleideter lebhafter Bursche auf einen nervös um sich blickenden Fahrgast zu, riß den Koffer an sich und führte den Angekommenen unter tausend Freudebeteuerungen zum wartenden Wagen, vor den zwei prachtvolle Pferde gespannt waren.

„Brav, Beppo, sehr brav. Aber nun gleich: Was macht unser Maestro? Hört man noch Musik auf Sant' Agata? Oder nur noch Pferdewieher und Ochsengebrüll?“

Beppo ließ die Pferde laufen. Der treue Diener seines Herrn zeigte bei der Frage des Besuchers einen Gesichtsausdruck gepeinigter Begeisterung. „O, Signore Boito, unser Maestro hat in seinem Leben so viel Musik gemacht, daß er jetzt ein Recht auf Ruhe hat.“

„Hm! So! Also keine Musik mehr! Da ist's ja an der Zeit, daß ich mich wieder einmal sehen lasse.“ Begleitet von einem kurzen Staccato-Lachen, klopfte der Besucher auf die pralle Manteltasche, und in seinem Blick lag ein angriffs-lustiges „Na warte!“

Der Wagen rollte durch die heiße Nachmittags-sonne die Landstraße entlang. Wiesen und Maisfelder lagen ihr zur Seite. Ein paar Bauernhäuser tauchten auf, dort eine Faktorei, eine Molkerei, der große Kral edler Pferde, kräftige Rinder auf der Weide... Endlich lief der Wagen durch eine Pappelallee und erreichte den Herrschaftssitz dieser blühenden Umgebung, ein Tusculum, dessen Gebäude und Park, von tiefem Graben und dichtem Gebüsch umsäumt, den Blicken der Außenwelt entzogen war: Sant' Agata.

Der Greis selbst kam dem Gefährt entgegen. Unter dem breiten, dunklen Hut quoll eine weiche, graue Locke auf das Ohr hernieder. Grau auch der Bart, kernig-gütig der ruhige Blick der blauen Augen, und in den Mundwinkeln noch immer der unversiegbare Spott. Der Alte reichte dem Aussteigenden in ungekünstelter Herzlichkeit die Hand. „Arrigo Boito, der Kollege und Dichter! Sie kommen zur rechten Zeit; im Stall gibt's ein Fohlen. Wollen Sie dabei sein?“

Boito zog ein saures Gesicht. „Maestro, das Geschäft habe ich nicht erlernt, lassen Sie mich warten, bis alles vorüber ist.“

Giuseppina, die rührige, umsichtige Frau des Alten von Sant' Agata geleitete den Gast ins Haus, über dessen Eingang Terenz' Worte „Homo sum; humani nihil a me alienum puto“ standen.

Boito wartete dann allein in dem Raum, an den das Arbeitszimmer grenzte. Einem Museum stolzester Erinnerung glich es mit seinen Reihen von Lorbeerkränzen und kostbaren Zueignungen. Die gelben Atlasmöbel in orientalischem Stil waren Geschenke Ismael Paschas für ‚Aida‘, das Künstlerzepter aus Elfenbein und Diamanten hatte dem Maestro die Stadt Mailand überreicht; dort hing neben einer Theaterkarte zum unglaublichen Preise von 2000 Lire der silberne Kranz der ‚Othello‘-Premiere, hier die Trophäen von ‚Troubadour‘, von ‚Maskenball‘ und ‚Rigoletto‘, von ‚Ernani‘ und dem unvergeßlichen ‚Nabucco‘, der den ersten großen Ruhm gebracht hatte.

Boito war häufiger Gast von Sant' Agata; aber heute saß er zum erstenmal allein in diesem Sanktuarium eines voll ausgeschöpften Lebens, und da war es, als übe diese erstarrt hinterlassene Begeisterung einer ganzen Welt, an der auch er als Librettist teilhatte, den Druck eines so intensiven Hochgefühls aus, das ihm seine sonstige hastige Beweglichkeit nahm. „Einmal noch, Maestro; nur noch einmal.“

Als es bereits zu dunkeln begann, saßen die beiden Freunde bei einer Flasche Bordeaux im Arbeitszimmer, in dem ruhmvoll und unersättlich der prächtige Erard-Flügel stand. Es fiel Boito schwer, den Maestro auf ein Musikthema zu bringen. Ein wenig von Rossini und Donizetti wurde gesprochen, auch von Wagner, bei dessen Namensnennung der Alte jedesmal ernst die Brauen zusammenzog. „Dieses Deutschen Werk lebt und wird leben; mein Werk hat gelebt.“

Mit tausend sprühenden Worten protestierte Boito gegen diese Resignation. „Wie? wenn nun einer käme, Ihnen ein neues Textbuch vorzulegen?“

„Boito! Reitet Sie der Teufel? Ich bin achtzig Jahre alt und lebe von den Zinsen vergangener Ruhmestage.“

„Und wenn . . .“

Der Alte winkte ab. „Tausend Aber auf jedes Wenn!“

Boito stieß den Rauch der Zigarre von sich, zwinkerte mit den Augen und holte aus der Tasche ein umfangreiches Manuskript hervor, das er dem Maestro langsam mit dem Mittelfinger zuschnippte. Auf dem Deckblatt war zu lesen: Falstaff. Nach Shakespeare bearbeitet von Arrigo Boito.

Der Librettist trat zu dem Alten und schrieb

über dessen Schulter hinweg unter den Titel des Heftes: Komische Oper von Giuseppe Verdi.

„Wahnsinn!“ brauste der auf. „Nein, nein, Boito, ich habe aufgehört Musik zu machen.“

Aber der andere ließ nicht nach. „Es gibt bisher keine einzige komische Oper von Verdi. Und nun, Maestro, wird Ihnen die unwiederbringliche Möglichkeit geboten, die Welt mit einer unvermuteten, noch nicht dagewesenen Novität zu überraschen. Es ist . . .“

Verdi erhob sich. Ganz langsam. Strich mit seinen langen, knöchernen Fingern die graue Locke zurück. „Noch nicht dagewesen. Noch keine komische Oper von Verdi,“ echote er. Seine Mundwinkel zuckten. Er legte die Hände auf den Rücken und begann nach alter Gewohnheit im Zimmer auf und ab zu wandern. Boito hütete sich, ihn zu unterbrechen; er kannte den Alten und wußte, daß er zurückweisend bis zur Grobheit werden konnte.

Verdi blieb vor einem Bücherschrank stehen, besann sich, öffnete eine Truhe, kramte in alten, vergilbten Papieren und brachte ein blaues Heft hervor, das er mit einer kurzen Bewegung auf den Tisch warf.

„Einen Tag lang König.“ Komische Oper von Giuseppe Verdi. Ein darinliegender Programmzettel der Scala kündigte die Premiere für den 4. September 1840 an. — Boito vergaß den Mund zuzumachen.

Verdi wanderte weiter. „Ich habe auch Ihnen gegenüber bisher davon geschwiegen. Heute weiß niemand mehr etwas von diesem Werk. Das ist über fünfzig Jahre her. Ad notam: Es existiert bereits eine komische Oper von Verdi; eine höchst bittere, unlustige komische Oper. Boito, ich habe so manches im Leben überwunden; eine lumpige Jugend erscheint mir jetzt abgeklärt; Jahre hindurch habe ich damals die ungerecht-brutale Ohrfeige des Pfarrers von Roncole gefühlt, auch der Groll ist längst verwunden; ich habe gelernt zu lachen, wenn ich daran denke, wie der neunzehnjährige Verdi wegen musikalischer Unfähigkeit von der Leitung des Konservatoriums abgewiesen wurde, ich bin auch ohne konservatoristische Doktrinen der geworden, der ich bin; ich habe so vieles überwunden — nur diese komische Oper nicht.“

Boito verfolgte maßlos verwundert die Wanderungen des Alten. Bei allem Mitgefühl, das sich ihm aufdrängte, konnte er eine geheime Freude nicht unterdrücken: Verdi, der stets so

Zurückhaltende, Verschlussene sprach, sprach sich seinem Freunde Boito gegenüber aus.

Verdi fuhr fort: „Merelli schickte mir damals — in den Jahren meiner ersten Ehe — das Textbuch mit der dringenden Aufforderung, die Oper, die bereits im Spielplan der Scala angekündigt war, unbedingt in kürzester Zeit zu vollenden. Das Buch von Romani war miserabel. Dennoch: ich arbeitete. Da erkrankte mein Knabe. Starb. Ich arbeitete. Ein paar Tage später erkrankte meine Tochter. Starb. Ich arbeitete. Wochen später trug man meine Frau hinaus. Ich arbeitete. „Einen Tag lang König.“ Der Alte trat dicht vor den Besucher hin und sah ihn mit glimmenden Augen wie einen Fremden an. „Herr! Haben Sie schon einmal an drei frischen Gräbern eine komische Oper schreiben müssen!?“ Kurz wandte er sich ab. Mit rauher Stimme: „Sie fiel durch. Fiel in Mailand durch, in Neapel und auch in Venedig. Heute kennt keiner mehr meine — erste komische Oper.“

Nach langen Minuten erst unterbrach Verdi seinen schweigenden Gang und setzte sich wieder an den Tisch. Vor ihm lag noch immer das Textbuch des ‚Falstaff‘. Seine Hände zitterten, als er es zu sich heranzog. Scheu und Gier lag in seinen Augen. „Eine komische Oper! Noch eine!

Es wäre etwas, die Niederlage von damals wettzumachen.“ Dann schlug er die erste Seite auf.

Boito stahl sich nach einer Weile leise davon. Er vermochte nicht, sich ins Bett zu legen, lief in seinem Zimmer umher, sah zum Fenster hinaus in den Abend, den Grillen und Zikaden durchzirpten. Wird sich der Achtzigjährige noch einmal aufraffen? Wird der ‚Falstaff‘-Stoff ihn fesseln können? Wird der Alte von Sant' Agata sein greises Haupt noch einmal ins Rampenlicht stellen?

Ruhelose Stunden vergingen. Mitternacht war längst vorüber, als Boito jäh aufsprang und zum Fenster eilte. Klängen da nicht Akkorde in die Nacht hinaus? Aus den offenen, noch immer beleuchteten Parterrefenstern tönte ein leises, gleichmäßiges Tacken. Das Metronom! Boito wußte, daß der Maestro die Gewohnheit besaß, sich von dem antreibenden Tacken des Metronoms inspirieren zu lassen. Das Metronom ging! Verdi arbeitete!

Mit einer unbeschreiblichen, in wahre Tumulte ausartenden Begeisterung empfingen die Italiener am 9. Februar 1893 im Teatro della Scala in Mailand den ‚Falstaff‘, Verdis Schwannengesang.

Wann hat ein Buch seinen Zweck erfüllt?

Wenn vor ein paar Wochen an dieser Stelle zu lesen war, daß ausgeliehene Bücher ein unerfreuliches Kapitel sei (Heft Nr. 8, 15. Januar), so hat es seine Berechtigung nur dann, wenn man ein Buch lieber schön säuberlich in seinen Regalen sieht als in fremden Händen. Es drängt sich deshalb die Frage auf, wo nützt es mehr, und ich denke doch, daß ein gutes Buch seinen Zweck besser erfüllt, wenn es sogar in dritte und vierte Hände gelangt, ehe es wieder zurückkommt, als wenn es fast ungelesen in den Regalen liegen bleibt. Jeder gute Mensch, der ein gutes Buch zu lesen bekam, an dem er Freude empfindet, wird sich sagen: halt, das möchte ich mir kaufen, um es ebenfalls weiterzugeben. Wer

aber meint, es sei besser, seine gesammelte Weisheit bei sich zu behalten, beweist mir, daß er die Grundsätze aller guten Bücher noch nicht verstanden hat. Jeder gute Gedanke, der gedruckt wurde, soll hinaus in alle Welt und darf nicht zur Ruhe kommen, bis sein Fundament, das Papier, ausgedient hat. Es liegt sicher nicht im Interesse des Dichters, Regale zu füllen, sondern guten Samen zu streuen. Das ist aber nur möglich, wenn man die Bücher willig ausleiht, auch wenn sie verdorben zurückkommen. Nicht, daß ein Buch schön sauber zurückkomme, soll mein Augenmerk sein, sondern, daß aus demselben die Frucht des guten Geistes erkenntlich werde.

U. Kefler.